

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 289.

Samstag, den 10. Dezember 1904.

19. Jahrgang.



Wiesbaden den 9. Dezember.

Wismarvortrag VI. Was Professor Künze! diesmal behandelte, war hauptsächlich die Führung der inneren Politik durch den Ministerpräsidenten Wismar. Wismar hatte seinen Ministerpräsidenten, das er am 21. September 1892 antrat, bereits seit einiger Zeit vorgegearbeitet und zwar durch seine energische Haltung, sowohl in der Zollvereins- als in der Militärfrage. König Wilhelm beschäftigte sich damals eingehend mit einer Verbesserung des gänzlich veralteten preussischen Landwehrwesens. Doch gewann die ganze Militärfrage doch bald einen mehr politischen als militärtechnischen Charakter. Es handelte sich bei der Abschaffung der alten aus der liberalen Sphäre eines Scharnhorst, Stein, Gneisenau hervorgegangenen Landwehr um einen Schlag wider den Liberalismus. Zu dieser Stellungnahme wurde der König hauptsächlich durch den Grafen Moos gebracht, der, ein leidenschaftlicher Parteisanfänger, hierin noch auf dem gegensätzlichen Standpunkt von anno 1848 stand. Wismar nahm mit seinem Eintritt ins Ministerium dagegen eine durchaus liberalfreundliche Haltung an. Er suchte Fortschritt, einen blutigen Liberalen ins Ministerium herein zu ziehen und so durch freundschaftliches Entgegenkommen die Gegner zu entzweien. Damit vollzog sich eine große Umwertung der liberalen Anschauungen. Ueber der Aera der alten Parteikämpfe erhob sich das durch Wismar geschaffene moderne Prinzip des monarchischen Konstitutionalismus. In gleicher Weise wie die innere erfuhr nun auch die äußere Politik ihre Wandlung. Wismar sah von vornherein einen Krieg mit Oesterreich scharf ins Auge. Dennoch läßt er auch kleineren Kriegen gegenüber, wie dem streitfähigen Kurfürsten von Hessen-Kassel das preussische Uebergewicht fühlen. Eine drohende Gefahr zieht in dem von den Liberalen schwärmerisch begrüßten Polenaufstand von 1863 herauf. Die Gefahr ist die freundschaftliche Stellungnahme Rußlands und Frankreich zu der polnischen Nationalbewegung. Wismar erreicht hier ein für Preußen verhängnisvolles franco-russisches Bündnis zu hintertreiben. Der Liberalismus alten Stiles treibt jetzt in Oesterreich und Süddeutschland seine Blüten. In Frankfurt wird 1863 der Fürstentag zusammenberufen, zu dem der König von Preußen geladen wird. König Johann kommt als „Kurier“ für 33 Fürsten, Wilhelm zur Anteilnahme an dem Tage zu bewegen, wovon Wismar natürlich dringend abrieth. Und hier entstand der erste große Konflikt zwischen Wilhelm und Wismar — man erzählt, Wismar habe nach heisser Unterredung beim Verlassen des Kgl. Kabinetts vor Wuth die Thürklappe abgebrochen. — Der nächste Vortrag wird infolge des größeren Zehmas, bereits um 4 Uhr beginnen.

Böcklinausstellung in der Nassauischen Landesbibliothek. Das von der Verlagsanstalt Friedr. Bruckmann in München herangegebene vor einiger Zeit abgeschlossene große, vier Bände umfassende Böcklinwerk ist der Nassauischen Landesbibliothek vor kurzem als Geschenk freundschaftlich überwiesen worden. Indem die Verwaltung dieses Werk nunmehr im Lesesaal dem Publikum zugänglich macht, verbindet sie hiermit eine Ausstellung der in der Bibliothek vorhandenen Literatur über Arnold Böcklin, die zu dem Zweck noch vervollständigt worden ist. Die Schriften über Böcklin können bei der Gelegenheit für die Entlehnung nach Hause vorausbestellt werden, wogegen die vier Wappen nur in den Räumen der Landesbibliothek eingesehen werden dürfen.

Der Fischereiverein für den Regierungsbezirk Wiesbaden hielt dieser Tage die Generalversammlung hier ab. In dem Jahresbericht waren von besonderem Interesse die Mittheilungen über das Aussehen von amerikanischen Regenbogenforellen in den Rhein, das der Verein als der einzige in Deutschland seit etwa 14 Jahren, bisher mit negativem Erfolg, unternimmt. Am 2. Dezember sind noch einmal 4 Centner 3-4-jähriger Regenbogenforellen bei Hattenheim in den Rhein ausgelegt worden, bis auf weiteres der letzte Versuch. Die Dorfsteiche auf dem Westerwald werden mit Karpfen und Schleien aus Vereinsmitteln besetzt, was die Gemeinden zweifellos dankbar begrüßen. Nach der vorgelegten Abrechnung verfügt der Verein jährlich über etwa 4000 M., wovon an Prämien für Erlegen von Fischottern und Fischweibern 50 M., für erfolgreiche Fischereifreizeit-Auslagen etwa 300 M. und für Aussehen von Regenbogenforellen, Karpfen und Schleien 2000—2500 M. verwendet werden.

Neue Briefmarke in Sicht. Diese Freudenbotschaft für alle Markenfanalier und solche, die es werden wollen, bringt das soeben erschienene Amtsblatt des Reichspostamtes unter der Ueberschrift „Portoablosungsvertrag mit der badischen Regierung.“ Zur Feststellung der vom badischen Fiskus in Zukunft für die Postsendungen in Staatsdienstsachen an die Reichspostverwaltung zu zahlenden Pauschalsumme soll der gesammte Postverkehr der badischen Staatsbehörden neu ermittelt werden, wie dies im Jahre 1903 für die preussischen Postdienstsachen angeordnet worden war. Unsere Leser erinnern sich der bekannten Briefmarke mit der Aufschrift „Frei durch Ablösung“, die damals unter den Markenfanalieren der ganzen Welt kein geringes Aufsehen erregte. Wie in Preußen so werden nun vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 1905 die sämtlichen Postsendungen die von den absendenden Behörden Baden mit dem Portoablosungs- (Vorförderung-) Vermerk versehen sind, mit besonderen Zahlenmarken besetzt werden. Diese von der Reichsposterei gelieferten Marken entsprechen in Größe und Farbe den gleichwertigen Postfreimarken und werden in den Werthen von 2, 3, 5, 10, 20, und 25 Pfennig verwendet. Sie haben ein weiches Mittelfeld und tragen an Stelle des Bildes der Germania den Aufdruck: „Frei durch Ablösung Nr. 16.“ (Der Vorförderungsvermerk für Preußen hat die Nummer 10.) Mit den neuen Marken sind alle staatlichen Postämter (Briefe, Karten, Nachnahme- und andere Paketaufgaben, Postaufträge usw.) zu besetzen, die nach Orten innerhalb des deutschen Reiches gerichtet sind. Auf Berlin wird danach also auch ein gut Theil entfallen, wenn auch nicht übermäßig viele der neuen Marken zu haben sein werden, weil das „Produktionsgebiet“ ein weniger umfangreiches ist. Von Neujahr ab dürfte danach große Nachfrage nach Ablösungsmarken „aus Baden“ herrschen, und die Markenhandeler werden ihre liebe Noth haben.

W. Korfthorpe in Wiesbaden. Am 17. Dezember halten die Korfthorpe des Regierungsbezirks Wiesbaden in den Räumen der hiesigen Korfthorpegesellschaft (Friedrichstraße) ihre erste diesjährige Winterversammlung ab. Als Vorträge stehen auf der Tagesordnung: „Wald und Bild im wilden Norwegen“ (Referent Korfthorpe) und „Sophyran vint im Gemeinwohl von Schwabenheim und Hirsheim“. Außerdem kommen Vereinsangelegenheiten und Mittheilungen aus der Korfthorpegesellschaft und Jagd zur Besprechung. Anmeldungen zur Theilnahme sind an Korfthorpe v. Breitenbach, Königl. Regierung, Bahnhofstraße hier zu richten.

Geschäftliches.

„**Physische Spielereien**“ so lautet der Titel einer neuen Serie von Liebigbildern, die ganz besonders das Interesse der Jugend fesseln wird. Angesichts der Wichtigkeit der Naturwissenschaften für den Schulunterricht der Gegenwart darf man wohl sagen, daß hier wirklich „ein tiefer Sinn im kindlichen Spiel“ liegt. Die hierdurch den Kindern gelehrten amüsanten Experimente sind ganz geeignet, sie zum Weiterstreben auf diesem Pfade anzuapornen. Jetzt beim Bedenken der langen Winterabende dürfte diese kleine Weihnachtsgabe der Liebig's Fleisch-Extrat-Gesellschaft der Kinderwelt recht willkommen sein.

95,000 Abonnenten

besitzt gegenwärtig das „**Berliner Tageblatt**“, das eine derjenigen Zeitungen ist, die in dem wohlverdienten Ruf schneller und zuverlässigster Berichterstattung steht. Neben den außergewöhnlichen Korrespondenten auf dem Kriegsschauplatz in Ostasien ist das „**Berliner Tageblatt**“ durch seine eigenen, an allen Weltplätzen, wie Paris, London, Petersburg, Wien, Rom, Konstantinopel, Newyork, sowie an allen größeren Verkehrscentren angestellten Specialkorrespondenten vertreten, die diesem Blatte allein zur Verfügung stehen. — Die Parlamentsberichte werden im „**Berliner Tageblatt**“ anerkanntermaßen sehr ausführlich behandelt und erscheinen in einer besonderen, sogenannten Parlamentsausgabe, die, noch mit den Nachrichten der Nacht, am Morgen des nächstfolgenden Tages den Abonnenten des „**Berliner Tageblatts**“ zugeht. — Die sorgfältig redigirte vollständige Handelszeitung des „**Berliner Tageblatts**“ erfreut sich wegen ihrer unbeeinträchtigten Haltung in kaufmännischen und industriellen Kreisen eines vorzüglichen Rufes und wird wegen ihrer Unabhängigkeit als zuverlässiger Wegweiser auch von Privatkapitalisten geschätzt. Großen Beifall finden auch die ausgezeichneten Original-Feniletons aus allen Gebieten der Wissenschaft und schönen Künste sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere Romane und Novellen erster Autoren, welche im täglichen Roman-Fenileton des „**Berliner Tageblatts**“ erscheinen. So erscheint im nächsten Quartal von Marie Stahl, der beliebten Schriftstellerin, der Roman „**Haubtreffe**“, der die Schicksale und Kämpfe einer Berliner Großkaufmannsfamilie mit Lebenskenntnis und treffender Charakteristik schildert. Aber besonders geschätzt werden am „**Berliner Tageblatt**“ die sechs werthvollen Zeitschriften, welche kostenfrei jeder Abonnent erhält, und zwar an jedem Montag: „**Zeitgeist**“, wissenschaftliche und feniletonistische Zeitschrift, jedem Mittwoch: „**Technische Rundschau**“, illustrierte polytechnische Fachzeitschrift, jedem Donnerstag und Sonntag: „**Der Weltspiegel**“, illustrierte Halbwochen-Chronik, an jedem Freitag: „**Ill.**“, farbige illustrierte, satirisch-politisches Witzblatt, jedem Sonnabend: „**Haar, Hof, Garten**“, illustrierte Wochenschrift für Garten- und Hauswirtschaft. Das „**Berliner Tageblatt**“ erscheint täglich 2mal, auch Montags in einer Morgen- und Abendausgabe, im ganzen 13mal wöchentlich. Abonnementspreis für alle 7 Blätter zusammen bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches 5,75 M. für das Vierteljahr oder 1,92 M. für den Monat.

Rochuslose à 2 Mk. jedes 11. Los gewinnt. muss jeder spielen. 1592/70

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer. Tausendstr. 4.

Billige Schuhe!

Von heute bis Weihnachten für Jedermann auf meine sämtlichen, nur wirklich guten Waaren

10% Rabatt.

Schuhwaarenhaus Fiedler,
9 Mauritiusstraße 9. 1117

Juwelen, Gold- und Silberwaren

Uhren empfiehlt in reichhaltiger Auswahl zu sehr billigen Preisen. **Fritz Lehmann, Juwelier und Goldschmied,** 3 Langgasse 3, an der Marktstrasse. **Telephon No. 3143.** 885

Jagdwesten

alle Größen, alle Preislagen. gute haltbare Qualitäten.

Arbeitswämse

empfehlen in größter Auswahl 7034

L. Schwenck, Mühlgasse 9/13.
Strumpfwaren und Trikotagen.

Pedreiser zu verkaufen Geldstraße 18. Schwabacherstraße 14 („Züringer Hof“). Friedrichstr. 13. 9812

Holz-Schuhe.

Schuhwaren-Haus W. Ernst,

Meckergasse 15.

Altrenommiertes Specialgeschäft für

Schuhwaren

jeder Art für Herren-, Damen- und Kinder.

Herbst- und Winter-Artikel

sind in reichhaltiger Auswahl am Lager.

Specialität:
Hohe Wasserstiefel.
Lieferant des Beamten-Vereins.

Schul-Stiefel.

Prima Arbeiterstiefel.

Militär-Stiefel nach Vorschrift.

7650

Zahlen sprechen.

Trotz des kindigen Geistes, den die Menschen entwickeln, gibt es doch Zahlen, von deren Größe und von deren Bedeutung man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann. Was kann es helfen, wenn gesagt wird, eine gewisse Anzahl Pfennige, umgewandelt in Gold ergibt 100,000 Goldstücke im Gewichte unseres Erdbodens. Wir können uns eben nicht vorstellen wie diese Anzahl Goldstücke, wenn wir sie vor uns hätten, aussehn würde. Das Gewicht der Erde schätzen wir auf 120,000 Millionen Tonnent; ganz sicher ist man mit dieser Schätzung nicht, da es leicht einige Millionen Tonnent mehr oder weniger werden könnten.

Um bei dem bekannten Pfennig zu bleiben, der in der Reihe großer Zahlen auch eine Rolle spielt, würde er, ausgelassen bei Christi Geburt auf Zins und Zinseszins, heutzutage ein Vermögen ausmachen, gegen das alles Geld der Welt und die Milliarden von der ganzen Welt eine Bagatelle darstellt. Nimm man bei dem Ausleihen dieses Pfennigs einen Zinsfuß von fünf Prozent an, dann würde dieses heute rund 120 Septillionen Pfennige sein, bei vier Prozent wäre dieser Pfennig auf 100 Quinillionen Pfennige angewachsen. — Als eines der täglich gebrauchten Gegenstände ist die Stednadel zu nennen. Die englischen Fabriken, welche uns in der Hauptsache mit diesem Artikel versorgen, sind so eingerichtet, daß eine Fabrik bei nur mittelmäßigem Betrieb täglich 8 Millionen dieser kleinen Nadeln herstellt. Die Fabrikation dehnt sich immer mehr aus, und doch ist manche Dame wegen einer einzigen Stednadel in großer Verlegenheit!

Nun hat vor einigen Jahren ein tüchtiger Mathematiker herausgerechnet, daß es beim Schachspiel mit den bekannten 32 Figuren möglich ist, 1 377 645 204 252 800 Spiele, also über tausend Billionen Spiele zu machen. Manchem Schachspieler wird hierbei ängstlich zu Muthe werden, denn er wird denken, woher die Zeit nehmen, um alle diese Spiele nur einmal durchzuspielen; das Leben ist so kurz und neben dem Schachspiel muß man sich noch mit manchen anderen Dingen beschäftigen! Es ist jener ausgerechnet worden, daß alle Schachspieler der Welt dieser Aufgabe gerecht zu werden nicht im Stande sind, und dies dürfte auch dann zutreffen, wenn alle gleichartigen Spiele ausgeteilt werden, die nur durch die Verschiedenheit des Kombinations entstehen.

Als nächste große Zahl ist die Zahl der möglichen Whist-Spiele zu bezeichnen. Die zwischen 53,000 und 54,000 Quadrillionen liegt; ich glaube, daß auch unsere spätesten Enteln deren Erlebung nicht erleben würden. Man bezweifelt ob auch wirklich alle Kombinationen dieses Spieles durchgemacht werden, falls jemals diese Zahl von Spielen im Laufe der Jahrtausende erledigt werden sollte. Ein eifriger Whist-Spieler war Mathematiker Gauß, der jeden Abend mit einigen Freunden eine Anzahl von Spielen machte. Er rechnete aus, wie oft drei oder vier Assen drei, vier oder fünf Honneurs in eine Hand kommen müssen; das Vorkommen desselben wurde allabendlich genau notirt. Als man dann nach ca. 20 Jahren diese Aufzeichnungen mit der Berechnung verglich, da stimmte alles ganz genau.

Dabei ist aber die Ziffer, welche die Schachspiele angibt, bei weitem nicht die größte der Zahlen, die beim Aufzählen von Rechenzahlen angeführt wird. So verdient das Beispiel herv. der Zahl der Weizenkörner Erwähnung, welche ein indischer Herrscher dem Erfinder des Schachspieles für diese Erfindung zahlen sollte. Der bescheidene Mann bat nur, ihm ein Weizenkorn für sein erstes Feld, zwei Körner für ein zweites Feld, vier Körner für das dritte Feld, acht für das vierte Feld und so fort bis zum

64. Feld zu geben. Der König lachte nur und befahl dem Schachmeister, sofort weiteres zu thun; jener meldete aber, daß dies 1 844 674 407 370 955 161 506 Körner seien, also eine Getreidemenge, zu deren Erzeugung, wenn sämtliches Ackerland der Erde mit Weizen bepflanzt wäre, man 30—70 Jahre — je nach Ausfall der Ernten — gebrauchen müsse.

Nun wollen wir ein anderes Gebiet jenseits! Alle die bereits genannten Zahlen treten in den Hintergrund gegen eine Zahl, welche in der Medizin eine Rolle spielt und die sich vor den übrigen Zahlenreihen ganz besonders dadurch auszeichnet, daß man sie in der Praxis verwendet. Es verlohnt sich bei einer solchen Zahl einen Augenblick zu verweilen, um ihren Werth oder um den Unwerth mancher medizinischen Verordnungen näher zu erklären. Die Anhänger der homöopathischen Schule behaupten, ein Medicament wirke um so energischer, je kleiner die dem Kranken verabreichte Dosis sei, daß also die Wirksamkeit einer Medizin mit ihrer Verdünnung steigt. Aus diesem Grunde verordnen sie alle Medicamente nur im verdünnten Zustand. Für den betreffenden Grad der Verdünnung hat man eine eigene Bezeichnung; so wird die Medizin zuerst mit hundert Theilen Alkohol oder mit destillirtem Wasser gemischt, d. h. ein Tropfen Medizin kommt in 99 Theile Alkohol und dann wird alles fleißig umgerührt. Von diesem Gemisch erhält der Kranke einen Tropfen, also ein Hundertstel der Medizin. Dies benennt man mit erster Potenz. Aus dieser ersten Potenz bereitet man eine noch kräftigere Medizin, indem man einen Tropfen mit 99 Tropfen Alkohol mischt, so daß jetzt jeder Tropfen dieses neuen Gemisches ein Hunderttausendstel Tropfen der ursprünglichen Medizin enthält. Dieses Gemisch, die zweite Potenz, ist selbstredend noch viel wirksamer und so wird die Wirksamkeit bis zur dreißigsten Potenz gesteigert, bei der jeder Tropfen ein Dezillionstel der ursprünglichen Medizin darstellt. Diese höchste Verdünnung, in der ein Medicament eine ganz besondere Wirksamkeit entwickelt, wird besonders beim Opium verordnet.

Jetzt werden meine Leser die Frage aufwerfen, weshalb die Homöopathen die einzelnen Potenzen auf so umständliche Weise bereiten, daß immer erst die erste, darauf die zweite, dann die dritte, vierte und so fort bis zur dreißigsten Potenz hergestellt wird; viel einfacher wäre es doch, für jede Potenz gleich ein Gefäß mit zehn Tausend weniger einen Tropfen, mit einer Million weniger einen Tropfen und so fort bis zu einer Dezillion weniger einen Tropfen zu füllen, dann einen Tropfen des Medicamentes zuzusetzen und nun tüchtig umzurühren, um die gewünschte Potenz der Medizin zu erhalten. Möglicherweise ziehen diese Leute eine solche umständliche Bereitungsweise einer Potenz aus der anderen nur deshalb vor, weil sie glauben, daß die wiederholte Mischung eine ganz besondere Kraft gebe; jedenfalls zwingt sie aber ein ganz gewöhnliches mechanisches Hinderniß den umständlichen Weg einzuschlagen. Es ist dies die Schwierigkeit, mit so großen Gefäßen, wie sie die direkte Herstellung der einzelnen Potenzen erfordert, zu arbeiten. Der Leser wird sich kaum einen Begriff davon machen können, wie groß solche Gefäße sein müssen, in welchem man durch direkte einfache Vermischung die dreißigste Potenz herzustellen hat. Man muß dazu eine Dezillion Tropfen Weingeist — Wasser thut es auch — in ein Gefäß bringen, dieser Menge einen Tropfen entnehmen und an dessen Stelle einen Tropfen von der konzentrirten Lösung eines Medicamentes setzen, dann tüchtig umrühren und jetzt hat man in jedem Tropfen dieses Gemisches einen Dezillionstel-Tropfen der Medizin. Da das Abzählen einer so großen Anzahl von Tropfen doch so langweilig ausfallen würde, so thut man gut, die Zahl der Tropfen nach dem Volumen zu bestimmen. Das ist ziemlich

leicht: zwanzig Tropfen wiegen ein Gramm, zwanzig Tausend Tropfen haben also das Gewicht von einem Kilogramm. Ein Kilogramm Wasser hat die Größe eines Liters; nun kann man bequem berechnen, wie groß das Gefäß sein muß, um eine Dezillion Tropfen aufzunehmen. Um die Sache kurz zu machen, will ich gleich das Resultat sagen: Es ist ein Gefäß notwendig, das fünfzig Quillionen Liter faßt! Das kann man aber gar nicht herstellen, denn unser ganzes großes Planeten-System welches um die Sonne kreist, würde etwa zweimal in diesem Gefäß Platz finden. Der entfernteste Planet unseres Systems, der Neptun, ist 600,000,000 Meilen, das sind 42,500,000,000 Kilometer von der Sonne entfernt; eine Kugel mit diesem Radius würde erst einen Kubikinhalt von 25,921 Quadrillionen Liter haben, also eine Kleinigkeit mehr als die Hälfte der verlangten Größe. Es ist einfach unmöglich, ein solches Gefäß herzustellen, unmöglich einen Ort zu finden, um es aufzustellen, unmöglich es mit Wasser zu füllen; auch die Anschaffung eines Gefäßes, mit dem die Menge kräftig durchgerührt wird, ist unmöglich.

Endlich möchte ich noch einige Zahlen vorführen, die wohl nicht so unheimlich groß sind, bei denen man sich aber ein Bild der dahinter liegenden physischen und physischen Arbeit machen kann. In Schweden existirt die größte Hölzfabrik, welche täglich 900,000 für den Handel fertige Schachteln Hölzschachteln herstellt. Paris besitzt in der Bibliothéque Paris eine Sammlung von 2,625,000 Bänden, Broschüren, Atlanten usw., eine gewiß recht stattliche Anzahl. Von der bekannte Sunlight Seife werden jährlich über 2,144,000 Stüd angefertigt, wohl der beste Beweis für deren Qualität. Dies kolossale Quantum reicht gerade aus, um jeden Bewohner unserer Erde, einerlei ob Kind oder Greis, den Ostmos über das letzte Hindumädchen mit beinahe zwei Stüd dieser Seife zu bedenken. Ueber eines aber habe ich noch nichts gehört: wie viele Worte spricht ein Mensch in seinem Leben? Das Zuden der Wimpern wurde gezählt, die Kraft der Thätigkeit der Herzmuskeln festgestellt, vielleicht seht sich jemand die Lebensaufgabe, auszurechnen, wie viele Worte er in seinem ganzen Leben gesprochen.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 2763.

Aerztlich empfohlen!

Mein
Mosel-Cognac

in Liter-Flaschen à Mk. 2.— und Mk. 2.50
wird Sie durch seine Milde und feines Aroma
überraschen.

Unentbehrlich f. Reconvallescenten!

Medicinal-Drogerie „Sanitas“,
Mauritiusstrasse 3, neben „Walhalla“.

9807

Weihnachts-Geschenke.

Ausserordentlich günstiges Angebot zum Fest.

14 Langgasse.
43 Hellmundstrasse.

SIMON MEYER

Langgasse 14.
Hellmundstrasse 43.

Damenwäsche.	Handschuhe.	Blousen.	Joupons.
Gut genäht. Bretonhemd v. 75 Pf. an	Wollene Damen-Sport v. 20 Pf. an	Warme Bieberblouse v. 1.20 an	Ausl. Rock m. Volant v. 98 Pf. an
Weisse Untertaillen extra stark „ 1.20 „	Trikot „ 35 „ „	Gut genähte Stoffblouse „ 2.90 „	ausgebogt „
Prima gearb. Nachtlacke „ 1.55 „	Trikot „ m. Futter „ 75 „ „	Prima Satintuch „ 4.50 „	Lodenrock, Tressebesatz v. 2.68 „
Elegante Damenhose „ 1.80 „	Gestrickte Herren-Handschuh „ 50 „ „	Weisse Cheviot „ 5.90 „	Solid gearb. Tuchrock „ 5.20 „
Elegantes Damenhemd „ 1.95 „	Krimmer Herren-Handschuh „ 85 „ „	Seidene Pongé „ 4.95 „	Weisse Ausl. Röcke m. Stickerei „ 1.10 „
Reform-Beinkleider extra billig	Glacé gefüttert, Herren u. Damen von 1.95 „ „	Elegante seidene reich garniert von 16.90 „	Gesellschaftsrock m. Spitzen-Volants „ 5.— „
			Partie zurückgesetzter Unterröcke „ 1.— „
Herrenwäsche.	Hüte und Mützen.	Cravatten.	Schirme.
Herren-Kragen Shakespeare v. 15 Pf. an	Knaben Jockey-Mütze v. 25 Pf. an	Farbige Deckkravatten v. 3 Pf. an	Eleganter Damenschirm Naturstock v. 1.85 an
Moderner Stehkragen 4-fach Leinen „ 35 „ „	Knaben Schild- „ 38 „ „	Chic Diplomaten „ 22 „ „	Prima 1/2 seiden Damen-schirm, 1000 Tg. Gar. „ 4.50 „
Herren-Manschetten neues Façon „ 35 „ „	Herren Reismütze v. 34 Pf. „	Elegante Regattes neue Façons „ 40 „ „	Reinseidene Damenschirm extra dünn „ 6.— „
Herren-Serviteur, glatt do. gestickt „ 30 „ „	Herren weichen Filzhut v. 1.95 „	Neue Plastrons, chic „ 50 „ „	Sol. H.-Schirm Naturstock „ 1.90 „
Herren-Oberhemd Leinen-Einsatz v. 2.65 „	Farbiger Hut, sehr chic „ 2.90 „	Moderner Kragenschoner Four in hands, apart „ 85 „ „	Hocheleganter Herren-schirm, reine Seide „ 6.— „
			Kinderschirm „ 1.10 „

Jeder Kunde erhält bei Einkauf einen reizenden Kalender als Präsent.
Grosse Spielwaren-Ansstellung Langgasse 14, I. Etage.



Nr. 289.

Samstag, den 10. Dezember 1904.

19. Jahrgang

Edda Geerborg.

Roman von B. Riedel-Ahrens.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Tausend Fragen, auf die er noch keine rechte Antwort wußte, hatten ihn bestürmend durchkreuzt, nur eines stand fest: Christian Geerborg war freiwillig gegangen und seine zerrütteten Vermögensverhältnisse waren zweifellos die Veranlassung dazu gewesen. Robert glaubte zum größten Theile den sein erdachten Plan zu durchschauen, der so geschickt die Spuren der That zu verwischen gewußt! Er, der die Seinen mehr geliebt als sich selbst, wollte sie vor dem häßlichen Schatten bewahren, den die eigene Vernichtung auf sie geworfen hätte. Nachdem er vielleicht absichtlich vom Pferde gesprungen, hatte er am Orte der That das Fläschchen geleert und mit einer letzten kraftvollen Bewegung weit von sich geschleudert, um den gefährlichen Zeugen unschädlich zu machen, klug berechnend, daß der Regen und der rieselnde tiefe Sand ihn schon halb verbergen würden. Wußte er doch außerdem, daß selten ein menschlicher Fuß jene öde Gegend betrat, höchstens im Sommer und Herbst die nach wilden Beeren suchenden Kinder.

O — der Entschlafene mochte ruhig sein, *Hi* ihm war sein Geheimniß wohl geborgen!

Als Edda am nächsten Nachmittag kam, ihren Vater noch einmal zu sehen, war es zu spät, Christian Geerborgs Körper lag bereits zur letzten Ruhe gebettet in seinem Sarge. Sie begriff die sonderbare Weise des Direktors nicht und beschuldigte ihn, sich Eingriffe zu gestatten, die über das Maß hinausgingen, er ließ ihre Vorwürfe geduldsig über sich ergehen und antwortete nur, daß es so besser sei und es sicherlich dem Wunsche des Hingegangenen entsprechend sei, den Seinen den Aublick der entstellten Züge zu ersparen.

Noch immer thränenlos, niedergeschmettert, schien es, als sei Edda auf alle Zeiten verstummt, doch um mit so lebendigerer Deutlichkeit arbeitete ihr rastloser Geist. Trotz des ärztlichen Zeugnisses, das nunmehr in Form des Todtenscheines sachgemäß ausgestellt worden, vermochte sie nicht zu glauben, daß ihr Vater an dem Sturze vom Pferde gestorben sei, und ob sie auch den Gedanken anfangs unmutig verwarf — die heimliche Stimme ihres Innern, die gegen jene Annahme sprach, wurde hartnäckig wieder laut. Die ahnungsvolle Angst, von der sie während der vergangenen Wochen verfolgt worden, schuf Bilder und Gestalten, die nicht mehr zu bannen waren, und schen, unter schauerndem Erzittern brach sich endlich die Ueberzeugung Bahn: „Er hat es selbst gethan.“

In ihrem Zimmer angekommen, sank sie nieder und flehte zu Gott um einen Lichtstrahl in diesem furchtbaren Dunkel. War es durch Gift geschehen? Nein, dieses würde ja sofort die zerstörenden Spuren gezeigt haben und vom Arzte erkannt sein; es gab ihres Wissens überhaupt kein Gift, das nicht irgend welche Anzeichen hinterließ.

Und doch, je länger sie nachsann und sich in das veränderte Wesen ihres Vaters vertiefte, um so klarer wurde es ihr: er ist freiwillig gegangen! Sie preßte die Hände gegen die fiebernde Stirn — nur einen einzigen kleinen Lichtstrahl — wie fing er es an — wie fing er es an? Ein leidenschaftliches Mitleid er-

griff sie bei der Vorstellung seines inneren Kampfes — den er so heldenmüthig allein durchkämpft! Aber sie, sein Kind, wollte das furchtbare Räthsel lösen — Schritt um Schritt, Zoll um Zoll wollte sie in sein Geheimniß dringen! Halt; ob es nicht Sünde war, das aufdecken zu wollen, wenn auch nur für sich selbst, was er mit solcher eisernen Konsequenz zu verbergen gestrebt? Eddas Denkraft versagte — die Sinne brohten sich zu verwirren. Und doch trieb es sie mit unwiderstehlicher Gewalt, Gewißheit zu erhalten! Es sollte ihr den Schlüssel zu seinem innersten Empfinden der letzten Zeit geben, das sie mit ihm durchleben, ihm nachfühlen wollte; so lange das nicht geschehen, stand etwas Fremdes zwischen ihr und ihm, an dem ihr ganzes Herz mit der alles besiegenden Liebe einer treuen Tochter hing.

Aber wie sollte sie es anfangen, in dem Dunkel, das ihr ringsum entgegenstarrte, die rechte Spur zu finden — er hatte seine That so klug zu verhüllen gewußt. Warum, warum mußte das sein! Unter Papal! Mit welcher erschütternd rührender Vorsicht hatten seine armen lieben Hände jede verrätherische Spur auf dem einsamen Todesgange hinter sich zu verwischen gewußt.

Das Begräbniß ging ungestört vorüber; von allen Seiten hatte man dem Verstorbenen und seiner Familie die ehrenlichsten Beweise aufrichtiger Theilnahme und Hochachtung dargebracht.

Es war eine Woche später; in tiefer Trauer gehüllt, ganz dem Schmerze um den verlorenen Gatten hingegeben, dessen Verlust sie mehr und mehr in seiner ganzen Größe zu erkennen begann, ruhte, Frau Alberta, blaß und elend, auf dem Sopha; Sanna war zum Friedhofe gegangen, um einen Kranz auf den frischen Hügel zu legen, Edda befand sich in dem Arbeitszimmer ihres Vaters, wo sie gern verweilte, weil jeder Gegenstand sie lebhafter an ihn und seine liebgewordenen Gewohnheiten erinnerte. Auf dem Schreibtische, wo nur Robert Towehl seitdem ein paar Tage gefessen, um den Nachlaß zu ordnen, stand alles unverändert; die Durchsicht seiner Bücher und Papiere hatte den Verlust des Gesamtvermögens ergeben und Edda damit die Bestätigung ihres schmerzlichen Verdachtes gebracht.

Doch war es ihr bis jetzt noch nicht gelungen, auch nur den leisesten Anhaltspunkt, der ihre Vermuthung zu unumstößlicher Gewißheit führen konnte, zu finden.

Der obere Theil des Schreibtisches, ein atmosphärisches Möbel, bestand aus einem Aufsatze verschiedener Fächer, von denen der mittlere und größte Theil ein Schränkchen bildete, das von Christian Geerborg zu einer kleinen Hausapotheke benutzt worden war. Nur er selbst hegte Interesse dafür, sonst war sie von niemand beachtet und auch da Krankheiten selten bei ihnen, wenig benutzt worden; ein paarmal hatte sie im Winter dem Vater zugefessen, als er, vor dem offenen Schranke stehend, eine homöopathische Arznei für Jochen, der an Rheumatismus litt, bereitet, und dabei einen flüchtigen Blick auf die sorgfältig geordneten Gläser verschiedenen Inhalts geworfen.

Als etwa zehnjähriges Mädchen hatte der Vater sie einst mit nach Bremen genommen, wo er einen Schulfreund besuchte, der lang in Afrika gelebt und durch seine Forschungen auf dem

Gebiete der tropischen Pflanzenwelt sich einen berühmten Namen erworben hatte. Ohne die Anwesenheit des kleinen Mädchens zu beobachten, erzählte der gelehrte Professor unter anderem auch von seiner Sammlung seltener Gifte, die er selbst zusammengekehrt, um schließlich dem Freunde ein Gläschen dieser gefährlichen Tropfen zu schenken, mit der Erklärung, daß sie in homöopathischen Dosen genommen, unfehlbar gegen Typhus wirkten, in größerer Menge jedoch einen schnellen, schmerzlosen Tod herbeiführten.

Im Winter also hatte es noch dort gestanden — nun war es verschwunden, dieses tödtliche Gift. Edda erzitterte — bedeutete die Entdeckung den ersten Schritt zu dem Geheimniß? Wo bestand sich das sorgfältig behütete Glas? Sie durchsuchte jedes Fach — doch es blieb verschwunden, es war nicht mehr da.

Der Schlüssel stat im Schlosse; halb mechanisch trat sie an den Schrank, öffnete die Thüren und beraubte den Inhalt, bei dessen Anblick wieder die Thränen kamen. Wie liebevoll er stets bestrebt gewesen, anderen zu helfen, und oft war es ihm gelungen; und wie sie noch in die Erinnerung versunken war, bemerkte sie plötzlich in der Reihe des oberen Faches eine kleine Lücke, und so unbedeutend auch dieser Umstand an sich sein mochte, er fiel ihr auf. Dort mußte auch ein Gläschen gestanden haben, ja, sie erinnerte sich jetzt genau, daß jene Lücke im Winter nicht vorhanden gewesen, mit der ihrem Vater eigenen peinlichen Ordnungsliebe hätte er sie dauernd nicht geduldet; entschieden hatte irgend etwas das Pläschen ausgefüllt. Da kam es mit einemmale wie eine Erleuchtung über Edda. Dort hatte ja jenes winzige, auffällig geformte Krystallglas gestanden, mit dem es eine eigene Bewandniß hatte — mit lebhaften Farben trat nun die schon halb vergessene Geschichte dieses Gläschens vor ihren Geist, und die Rechte gegen die Stirn gepreßt, tauchte sie tief in die Erinnerung hinab.

Sie erinnerte sich auch der Worte des Professors, daß der Tod unmittelbar nach dem Genuß der Tropfen erfolge, demnach mußte sich das Gläschen noch am Orte der Katastrophe befinden — denn daß er es benutzte, stand jetzt mit unabweisbarer Gewißheit bei ihr fest. Es galt nur noch, den Zeugen am Plage selbst zu finden und zu diesem Zwecke wollte sie sofort nach der Stätte gehen, wo ihr Vater den letzten Seufzer ausgehaucht, um zu suchen.

Der Tag war stürmisch, in der Natur alles Bewegung; die Sonne schien warm, nur hin und wieder von ziehenden Wolken flüchtig überschattet.

Beim Anblick der verhängnißvollen Stätte, die heute grau und schauernthöblich mit dem versinkenden Kreuz und der ersten Tannengruppe dalag, wie ein Friedhof, drohte die Kraft sie zu verlassen. Hier war es gewesen, ach, wenn sie sich doch niederlegen dürfte, um ebenfalls zu sterben und bei ihm zu sein — die Mutter und Susanne würden sie kaum entbehren. Dann begann das Suchen; zuerst an der Stelle, wo der Hut gelegen; es war ausgeschloffen, daß ihr an dieser weltfernen Gegend jemand zuvorgekommen, sollte es aber dennoch der Fall sein, so würde man das Gefundene abgeliefert haben, die Leute hier zeichneten sich durch unbestechbare Ehrlichkeit aus.

Aufmerksam auf den Boden spähend und mit dem Fuße den Sand durchwühlend, schritt Edda in allmählich sich erweiternden Kreisen rund um den Platz herum, zweimal, zum drittenmal — alle Möglichkeiten erwägend, geduldig immer wieder von neuem; umsonst, von dem Gläschen keine Spur!

Eine Stunde war vergangen und schon wollte sie, da es spät zu werden drohte, das Suchen für heute aufgeben, als eine mit Ginster bewachsene Fläche nahe am Waldbaum sie anzog. Dort noch einmal genauer nachzusehen. Das Kraut zur Seite biegend, prüfte sie jede einzelne Pflanze mit der entnervenden Befürchtung, daß es doch vergebens sei, als ein glänzender Gegenstand im Sande ihre Aufmerksamkeit erregte, — vielleicht ein seltsamer Stein — sie hob ihn auf — es war jedoch kein Stein, sondern ein kleiner Stöpsel aus Krystall, selbst am geformt in Gestalt einer winzigen Krone — sie betrachtete ihn — Aehnliches hatte sie doch schon irgendwo gesehen — dann, wie ein Blitzstrahl die in Nacht gehüllte Gegend mit einemmale grell überleuchtet, kam ihr die Erinnerung, daß sie es nicht gleich erkannt! Dieser Verschluss gehörte ja zu dem vermischten Krystallgläschen! — Die so qualvoll ersehnte und gesuchte Gewißheit befand sich in ihrer Hand. — Jetzt mußte sich zweifellos auch noch das dazu gehörige Glas finden, ob es auch heute zu spät gewesen.

Ein langer Zug schwerfällig fliegender Krähen schwebte trägend am Waldbaum über sie hinweg.

Und wie es Robert Towehl gesehen, durchschaute jetzt auch Edda den Plan ihres Vaters bis in die kleinsten Züge. Den Schimmel hatte er gekauft, um einen Sturz von dem unruhigen Thiere glanzhaft erscheinen zu lassen, — in Wirklichkeit war er

aus dem Sattel gesprungen, hatte den Glasverschluss fortgeworfen, dann die Stelle bei den Tannen gewählt und irgendwo dort im Sande das geleerte Gläschen noch zu verbergen gewünscht, und das alles nur, um den Namen seiner Familie vor jedem Schatten zu bewahren, und da das Vermögen verloren, ihr den Vortheil der Wittwenpension aus dem Dremschen Erbsfonds zu verschaffen, der sie der Sorge für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse entthob.

Klaren Verstandes, wohl überlegt, war er gegangen, lächelnd, stark wie der Tod.

In diesen Stunden ging mit Edda Geerborg eine bemerkenswerthe Aenderung vor, sie wurde gefasster. Sie verstand nun ihren Vater und bewundernde Kindesliebe erbauten ihm in ihrer Seele einen Altar, vor dem sie betend kniete; in ihren Augen gab das Opfer seines stillen Todes für die Seinen ihm die Glorie eines Helden.

4.

Langsam ziehen tiefhängende weiße Nebelschleier längs der Tannen und Buchenwipfel hin, über Strand und Feld wallt ein kühler Dunst; ernst und trübe, unterdrückt die feuchte Atmosphäre jeden Laut in der Natur.

Im Wintergarten ging Dina Haller unruhig auf und ab; in den Augen flackerte ein fieberhaftes Feuer und die nervöse Gereiztheit hatte zugenommen. Schon gegen Mittag war Jürgen fortgegangen, ohne es der Mühe werth zu halten, das Ziel seines Ausfluges zu nennen.

Leise rauschte die kurze Schleppe ihres seidengefütterten bräunlichen Sammtkleides über den Boden, kein Laut störte den Gedankengang. Von Zeit zu Zeit blieb sie horchend stehen, ob nicht der Schritt des heiß Ersehnten im Garten hörbar werde, da fiel ihr Blick auf die von der Portiere halb verdeckte Thür zu seinem Atelier; er hatte vergessen, den Schlüssel abzugeben — eine günstige Gelegenheit, seinem Verbot zu trotzen, ohne Befürchten zu müssen, daß sie auf und trat hinein. Das Grau des Regentages lag schon in den Ecken und Winkeln des Raumes und dämpfte das blendende Weiß der Marmorgebilde. Dort links unter den Perupalmen stand auf niedrigem Sockel, mit einer Decke verhüllt, des Meisters neuestes Werk, das ihre Neugierde in hohem Maße erregte. Hatte er doch gewagt, ihr das Betreten des Ateliers zu verbieten, so lange die Arbeit nicht beendet war. Mit raschem Griff zog Dina die grüne Decke fort, doch der lebhaften Spannung folgte Enttäuschung; die noch unbestimmt aus dem Stein hervortretenden Formen zeigten eine weibliche Gestalt in griechischer Gewandung, nur das stolz getragene, edel geformte Haupt und die klassischen Gesichtszüge schienen der Vollendung nahe.

Doch während sie noch betrachtend da stand, krampfte sich ihr Herz zusammen, die feinen Nasenflügel bebten. Ein verlorenener Strahl der blutroth wie ein Mond im Nebel ruhenden Sonne war hereingedrungen, glitt über das Bild und verklärte den todtten Marmor flüchtig zu märchenhaftem Leben — Dinas Lippen entfuhr ein Schrei, das verrätherische Licht hatte sie deutlich die Züge Edda Geerborgs erkennen lassen.

Ein Lächeln, halb Verzweiflung, halb Triumph, verzerrte ihr Gesicht und die Beute wildauslobernder Eifersucht, sank sie in den Sessel.

Da wurde die Thür geöffnet, auf der Schwelle erschien Jürgen Haller; ein Blick auf die enthüllte Arbeit ließ ihn den Zusammenhang der Dinge sofort errathen.

„Warum hast du das gethan?“

„Weil ich kein Kind bin, dem man beliebig etwas erlauben oder verbieten darf und ich dir das Recht nicht zugestehende, mir, deiner Frau, das Interesse für deine Arbeiten zu untersagen!“

„Ich mußte bei diesem Werk mit mir allein sein — das künstlerische Interesse zwang mich, jede Störung fern zu halten.“

Dina lachte spöttisch, indem sie aufstand und sich dem Bild, von dem der rothe Sonnenstrahl gewichen, näherte.

„An einer gewissen zartfühlenden Offenheit läßt du es in der That nicht fehlen, aber das ist überflüssig geworden, denn mir ist alles klar! Nicht dein künstlerisches Interesse war es, was dich Ungehörtheit wünschen ließ, sondern meine Gegenwart hinderte dich an der ausschließlichen Hingebung an das Original dieses Bildes, Edda Geerborg, denn es trägt ihre Züge, die mir deine Liebe geraubt hat!“

„Du gehst zu weit!“ bemerkte er resignirt.

„Rein! Ein solches Werk schafft der Künstler nur von demjenigen Modell, das zugleich sein Ideal geworden und ihm Herz und Sinne entflammte und deshalb liegt in dem Bilde für mich eine tödtliche Beleidigung. Du fühltest das auch wohl, ein Rest von Anstandsgefühl verbot dir, unter den Augen deiner Frau an einem Werke zu schaffen, zu dem die läbliche Leidenschaft für eine andere dich begeistert hatte!“

(Fortsetzung folgt.)



Als D. Franklin, (unsterblichen Andenkens,) seine erste Reise nach England machte, hielt er sich längere Zeit in den Fabriks-Distrikten im Norden auf. Sein Diener, ein Negerknecht, den er von Amerika mitgebracht hatte, ein treuer Mensch, aber ein Erz-Nigger, schien der gewaltigen Betriebsamkeit in Birmingham, Manchester und Lancashire ebenso große Aufmerksamkeit zu schenken, wie sein Herr. Aber der Gesichtspunkt, von dem er seine Beobachtungen stellte, war von etwas eigentümlicher Art, wie die folgende Anekdote zeigt, die Franklin mit großem Ergötzen wieder erzählte. „Massa," redete Sambo einst den Doktor an, „England sonderbar Land, Massa all' arbeiten, Männer arbeiten, Weiber arbeiten, kein Kind arbeiten, Feuer arbeit, Wasser arbeit, Luft arbeit, Pferd arbeit, Kuh arbeit, Ochse arbeit, Esel arbeit, all' arbeit. Nur Schwein arbeit nicht, Schwein ist, Schwein trinkt, Schwein schläft, wo will, Schwein lustig singt: Nankee doodle, Schwein brummig schilt Arbeitsleute, Schwein tut herum wie ein wahrer Gentleman, bloß kein Hemd an, kein Hut auf, keine Perücke auf den Kopf, geht barfuß und weiß nicht, wieviel Uhr ist, sonst ganz und gar Gentleman. O die glücklichen Schweine! Sambo möcht' wohl Schwein sein in England, wenn nicht —“ „Wenn nicht was?" unterbrach ihn sein Herr. „Wenn nicht Wurst machen und geräucherte Schinken, Massa."

Aus der Vogelwelt. Es ist dem Naturforscher ein unendlich tröstliches und freundliches Gefühl, in jedem Stäubchen, jedem Pflänzchen, jedem Tierchen verwandtschaftliche Beziehungen zum Menschen aufzufinden. Jede dieser neuen Entdeckungen ist ihm dann nur ein neuer Beitrag zu jener unumstößlichen Gewissheit, welche ihm sagt, daß das unendliche Weltall ein einziges Verknüpfenreich, ein einziges Reich der Liebe sei, bis ins unendlich Kleine herab von der Natur mit gleicher Harmonie durchdrungen. Darum lauscht dieser Forscher selbst mit dem Dichter auf die Klänge der Nachtigall und liest in jedem Laute einen Sinn, tief überzeugend, daß die ökonomische Natur nichts verschwendete, keinen Ton umsonst gab. Dadurch wird ihm ja die Natur so schön, wird sie ihm alles, weil er sich überall selbst wieder abspiegelt, also allem verwandt findet. Dadurch wird sie ihm jene Natur, welche, vom Dichter geahnt und gesungen, uns mit so unendlichem Zauber in ihre Arme lockt. Eine solche wenig bekannte Erscheinung ist ihm auch der wunderbare Tanz eines der lieblichsten Vögel Guyanas, des sogenannten Felsenhahns oder Felsenmännchens (*Rupicola elegans*), von den Indianern häufig als größte Zierde in den Ohren getragen. Der Reisende Robert Schomburgk schildert diesen Tanz in folgender Weise: „Eben hörten wir in einiger Entfernung die zwitschernden Töne, die der *Rupicola* so eigentümlich sind, und zwei meiner (indianischen) Führer winkten mir, mich mit ihnen vorsichtig nach dem Orte hinzuschleichen, der, etwas abgelegen vom Wege, den Versammlungsort der Tanzenden bildete. Er hielt etwa 4—5 Fuß im Durchmesser; jeder Grashalm war entfernt und dabei der Boden so glatt, als hätten ihn menschliche Hände geebnet. Auf diesem Platze sahen wir einen der Vögel herumtanzten und springen, während die übrigen offenbar die bewundernden Zuschauer bildeten. Jetzt spreizte er seine Flügel aus, warf seinen Kopf in die Höhe, aber schlug gleich einem Pfau mit dem Schwanz ein Rad. Dann stolzierte er umher und kratzte den Boden auf, was alles mit einem hüpfenden Gange begleitet war, bis er ermüdet einen eigentümlichen Ton von sich gab und ein anderer Vogel seine Stelle einnahm. So traten drei nacheinander auf die Schaubühne und zogen sich hintereinander mit dem stolzeften Selbstgefühl wieder unter die übrigen zurück, die sich auf einigen niederen Büschen, welche den Tanzplatz umgaben, niedergelassen hatten. Wir zählten zehn Männchen und zwei Weibchen, bis sie plötzlich das knisternde Geräusch eines Stück Holzes, auf das ich unvorsichtig meinen Fuß gesetzt hatte, aufschreckte — und dahin flog die ganze tanzende Gesellschaft." Der berühmte Reisende bemerkt hierzu noch, daß der Indianer, der diese Vergnügungsorte um der schönen Bälge willen eifrig sucht, sich mit Glasrohr und vergifteten Pfeilen hinter Büschen verbirgt und nie eher seine Waffe in Tätigkeit setzt, als bis der Tanz völlig begonnen. Dann aber sind die Vögel so mit ihrem Vergnügen beschäftigt, daß er vier bis fünf nacheinander erlegen kann, bevor es die übrigen merken und davonfliegen. Man sagte dem Reisenden zugleich, daß es am Flusse Maupes nicht schwer fallen würde, während der Paarzeit 200—300 zu erlegen, da sich zu dieser

Zeit die Hähnchen mehr zusammenhielten, und bei dem Tanze alle ihre Vorträge zur Schau legen, um durch diese die Neigung irgend eines Lieblingsweibchens zu gewinnen. Bei diesen sprechenden Tatsachen hat gewiß der Dichter recht, wenn er von der Vogelwelt singt:

Kennt' ich nur die Stimmen alle,
Wüßte ich, was sie sich gesagt,
Welche Lieb' in ihrem Schalle,
Welches Sehnen sie geklagt;
Wie sie unter Ästen, Geigen
Sau'n das Nest von Moos und Halm! —
Selig dreh'n sie sich im Reigen, —
Und kein Mensch versteht den Psalm!

Ein Mäusezug. Es war vor einigen Jahren, so erzählt ein Lehrer, als ich eines Tages an der Bürgerschule den Nachmittagsunterricht um ein Uhr begann. Auf dem Lektionsplane stand Lesen. Der Unterricht mochte etwa eine halbe Stunde gedauert haben, als er plötzlich durch lautes Aufschreien der in den ersten Bänken befindlichen Kinder gestört wurde. Sie sprangen auf ihre Sitzbänke, ja einige sogar auf die Tische und sahen alle ängstlich nach einer Stelle hin. Ich, der ich mich in der Nähe der ersten Bank befand, wandte mich um, die Ursache dieser Störung zu entdecken, und bemerkte dann auch zugleich, daß unter dem zwischen der Wand und dem Pulte befindlichen, ungefähr fünf Zoll hohen Trittbrette etwa sechs oder sieben Mäuse hervorgekommen waren, die sich in einer Linie und so dicht hintereinander fortbewegten, daß die zweite den Kopf auf den Rücken der ersten, die dritte ihren Kopf auf den Rücken der zweiten gelegt hatte, u. s. f.; ja, es schien fast, als ob alle sechs oder sieben Mäuse auf diese Weise aneinander befestigt seien. Als ich hinsah, war der Mäusezug etwa einen Fuß weit hervorgekommen und stand still, vielleicht infolge des Geschreies der Kinder. Bald aber bewegte er sich langsam vorwärts und ließ sich auch nicht wieder stören trotz des fortwährenden Geräusches, das die Kinder verursachten. Der Mäusezug bewegte sich nun nahe an meinen Füßen vorbei, bis unter den Tisch, wo die ersten Kinder saßen, machte hier einen Bogen und ging zurück nach dem in der Nähe des Pultes befindlichen Ofen, unter diesem her und von hier wieder nach dem Loch, woraus er hervorgekommen war; — damit hatte das Schauspiel ein Ende. Die Bewegung der scheinbar aneinander befestigten Mäuse, die alle ausgewachsen und von einer Größe, war, wie gesagt, immer langsam, und es schien, als wenn bei ihren Bewegungen ein Wille alle befehl hätte; unheimlich war es auch, anzusehen, daß die Mäuse von der Unruhe der Kinder durchaus keine weitere Notiz nahmen und sich in ihrer langsamen Fortbewegung nicht stören ließen. Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Wahrscheinlich haben sich die Mäuse einen Apfelschurz gemacht.

Betrunkene Vögel. Daß sich auch Vögel betrinken, erscheint gewiß manchem zu unnatürlich, als daß er es glauben könnte, und dennoch ist es Tatsache. Im Süden der Vereinigten Staaten Amerikas gibt es einen Baum aus der Familie der Orangen, *Melia Azedarach*, den man dort den „Stolz von Indiens Bäumen" nennt. Er ist beladen mit Trauben gelber Beeren, deren Genuß besonders die amerikanische Drossel (*Turdus migratorius*) liebt, deren berauschte Wirkungen sie dann aber auch erfährt. Der englische Naturforscher Eyell sah selbst einen solchen betrunkenen Vogel, der wehrlos in die Hände von Kindern fiel, aber, von ihm losgelassen, nach einiger Zeit wieder nüchtern wurde und davonflog.

Für die Hausfrau.

Verwendung der Ananasfrucht. Ananas-Konserve. Die Schale einer Ananas wird auf Zucker abgerieben, die Frucht selbst aber in der Mitte durchgeschnitten (mit einem silbernen Messer, da ein eisernes sie schwarz färbt), der Saft ausgepresst, hierzu der Saft einer Zitrone getan, dies mit klarem, weißem Zucker und mit der auf Zucker abgeriebenen oder abgeschabten Schale der Zitrone zu einer konsistenten Masse gerührt, diese nun in einer Kasserolle über einem gelinden Kohlenfeuer unter fortwährendem Umrühren zum Schmelzen gebracht und hierauf in Papier-Kapseln gegossen. — Ananas-Crème (mit geschlagenem Rahm). Ein Ananas wird geschält, auf dem Reibeisen gerieben und das Geriebene durch ein Haarsieb gestrichen, 1 Pfund gestoßener Zucker und 2 Eot Hausenblase dazu getan und mit einem Rahmschaume unterrührt. — Ananas-Salat. Von einer frischen, schönen Ananas wird zuerst das Äußere auf Zucker abgerieben und auf einer Asiette aufbewahrt. Die Frucht selbst aber wird möglichst dünn und feinschnittig geschnitten, die Scheibchen reichlich mit klar gestoßenem Zucker bestäubt und Stück für Stück zierlich auf einer Kompott-Schale angerichtet. Den mit der Schale abgeriebenen Zucker löst man mit dem Safte von Zitronen auf und gießt ihn darüber. Man kann auch ein paar Eßlöffel voll Rum hinzutun.



Die Fabrikation des Schrots in England.

Wie eine Flintenkugel gegossen wird, weiß ein jeder, auch ohne daß er dem Caspar in der Wolfschucht dabei zusah; die Fabrikation des Schrottes aber, welches ähnlich wie die Kugeln früher in kleinen, viele Löcher enthaltenden Formen gegossen wurde, dürfte, wie sie heute betrieben wird, weniger bekannt sein; deshalb wollen wir es unternehmen, das was darüber in England berichtet wird, in gedrängter Kürze mitzuteilen.

Die Geschichte der Erfindungen, in welcher neben dem Verdienst nach Verbesserung einer Handlung der Zufall oft eine hervorragende Rolle spielt, erzählt uns, daß vor ungefähr achtzig Jahren ein Bleigießer in Bristol, Namens Watts, durch einen Traum, in dem er einen Bleiregen auf sich herabfallen sah, auf den Gedanken gekommen sei, geschmolzenes Blei von der Höhe des Kirchturmes seiner Vaterstadt herab in ein unten hingestelltes Gefäß mit kaltem Wasser zu gießen, um auf diese Weise die kleinen Kugeln herzustellen, deren Anfertigung seither so viel Zeitaufwand und Mühe kostete. Der Versuch gelang ihm vollkommen, und er verkaufte seine Erfindung für eine nicht unbedeutende Summe.

In ähnlicher Weise, wie Watts vor achtzig Jahren Schrot goß, wurde dasselbe noch vor kurzer Zeit produziert, nur ist im Laufe der Jahre das dabei eingehaltene Verfahren wesentlich verbessert.

Die Türme, von denen herab das geschmolzene Metall mittels Röhren in die darunter angebrachten Bassins fällt, haben eine Höhe von zweihundert Fuß. Mittels einer schmalen, eisernen Wendeltreppe, welche ihr Licht von oben erhält, besteigen wir einen derselben und betreten den runden, staubigen Arbeitsraum, in dem sich umgeben von unzähligen Mäulden Blei, vor einem großen Schmelzriegel ein einziger Mann befindet. In der Mitte dieses Raumes sehen wir eine offene Falltür und über unseren Köpfen, gerade oberhalb derselben, eine zweite, denn wir sind erst in dem ersten Schmelzzimmer angekommen, von welchem aus nur die feineren Nummern Schrot, zu deren Bildung ein geringerer Fall notwendig ist, als zu den größeren, hergestellt werden. Die nichts weniger als einen freundlichen Anblick gewährenden Wandungen dieses Raumes sind mit einer schmutzig-grünen Decke überzogen, deren Entstehung uns sofort klar wird, wenn wir aus dem Schmelzriegel die erscheinenden, gelblich-grünen Dämpfe aufsteigen sehen, welche teils durch den im Blei enthaltenen Schwefel, teils aber auch durch den der Masse zugefügten Arsenik entstehen; letzterer Zusatz ist notwendig, um sowohl das Metall zu härten, als auch dessen vollständigere Rundung zu bewirken. Diese giftigen Dämpfe üben einen sehr nachteiligen Einfluß auf die Gesundheit derer, welche sie einzuatmen gezwungen sind, und stellen somit die Schrotfabrikation in die Reihe derjenigen industriellen Unternehmungen, welche nur auf Kosten menschlichen Wohlergehens bestehen. Ueber der Falltür steht, von einem eisernen Rahmen getragen, ein zwölf Zoll im Durchmesser haltendes Sieb. Der Boden desselben ist mit Löchern versehen, welche der Größe des zu gießenden Schrottes entsprechen und in den in Anwendung kommenden verschiedenen Sieben von $\frac{1}{30}$ Zoll Durchmesser bis zu $\frac{1}{360}$ Zoll variieren. Die Dimensionen der Löcher sind wesentlich schmaler, als das entsprechende fabriizierte Schrotform, für welches sie bestimmt sind, indem das flüssige Blei in feinen Fäden durch dieselben fließt und sich erst während des Herabfallens zu Kugeln bildet.

Ehe der Gießer das flüssige Metall mittels eines eisernen Schöpfkessels in das Sieb zu füllen beginnt, bedeckt er den Boden desselben mit einer ziemlich dicken Lage der Schlacken oder des Bleispyds von der Oberfläche der Schmelzpfanne, und erst nachdem er sich durch eine Probe überzeugt, daß er eine genügende Masse dieses Stoffes hineingelegt hat, um einen gleichmäßigen Abfluß zu bewerkstelligen, beginnt er seine Operation, die schnell und ohne Aufhören fortgesetzt wird, bis die Pfanne geleert ist.

Zischend hören wir dann die sich formenden Körner in das Wasserbassin fallen, welche hell und blühend wie Silber von einem oder mehreren anderen Arbeitern herausgeschöpft und in das Trockenzimmer geschafft werden, woselbst sie auf durch Dampf erhitzten eisernen Platten schnell die anhaftende Feuchtigkeit absorbieren, doch auch den bisherigen Glanz sofort verlieren.

Daß nicht auch manche unvollkommene Körner bei dieser Fabrikationsmethode vorkommen, bedarf wohl kaum der Erwähnung; diese werden dann nach vollendetem Trockenprozeß auf eine ebenso einfache wie sinnreiche Weise von den vollkommenen getrennt, indem man sämtliches Schrot mit einer besonders geformten Schaufel auf eine schiefe Ebene wirft und herablaufen läßt, wo dann die nicht ganz runden Körner nach verschiedenen Zickzackbewegungen auf derselben liegen bleiben und demnächst noch einmal in die Schmelzpfanne wandern.

Nach einem neueren Verfahren läßt man das geschmolzene Blei auf eine mit großer Geschwindigkeit rotierende wagerechte Schraube fließen, die mit einer senkrechten, siebartig durchlöchernten Seitenwand aus Messingblech versehen ist. Das flüssige Blei wird hierbei infolge der Zentrifugalkraft in regelmäßigen, gleich großen Tropfen durch die Seitenwand und gegen einen Leinwandschirm geschleudert, erstarrt aber, bevor es diesen erreicht, in der lebhaft bewegten Luft, so daß die Tropfen ihre runde Gestalt behalten.

Nach diesem Prozeß folgt der des Sortierens, welcher mit Hilfe einer Maschine geschieht, die einer Kornreinigungsmaschine nicht unähnlich ist und die Körner mittels durchlöcherter Zylinder, je nach deren Größe, hintereinander in ein besonderes Fach wirft.

Der letzte Gang, den die Schrotkörner vor ihrer Verpackung für den Markt zu machen haben — die in Säcken von acht- und zwanzig Pfund englisch von Frauenhänden geschieht — ist in die Poliermühle, welche gleichzeitig mehrere hundert Zentner derselben, die mit einer bestimmten Quantität gepulvertem Reißblei gemischt und in große, von Dampfkraft in Bewegung gesetzte Zylinder gebracht werden, durch die schnell rotierende Bewegung, welche sie erhalten, vollkommen abschleift und ihnen das tiefschwarze Aussehen gibt, welches wir an denselben kennen.

Der Jäger von Fach unterscheidet zwölf Sorten von Schrot, deren Nummern durch die Größe bestimmt werden. Die Körner der größten derselben, Schwannenschrot oder auch Rehpösten genannt, haben ungefähr den Umfang gewöhnlicher Erbsen, während die kleinsten, Vogeldunst genannt, einem Stachnadelkopf gleich kommen. Einige wenige Fabriken machen eine noch kleinere Sorte, deren Körner nicht größer sind, als die des gewöhnlichen Schießpulvers und besonders in England von Naturalisten und Sammlern zum Schießen von Schmetterlingen und kleinen tropischen Vögeln, welche durch das gewöhnliche Schrot zu sehr zerseht werden würden, sehr geschätzt sind.



Französische Galanterie. Aus Paris wird eine amüsante Anekdote erzählt, die einen würdigen Beitrag zu der vielgepriesenen Höflichkeit der Franzosen liefert. Ein Maire hatte einer gewissen Herzogin einen Paß auszufertigen. Die Herzogin war reich, der Maire stand in ihren Diensten. Die Herzogin war auch ein wenig kokett und der Maire bemüht, ihrer Gefallsucht zu schmeicheln. Zum Unglück war die Herzogin einäugig und der Maire einigermaßen darüber verlegen, wie er in dem Passe ihre Augen beschreiben sollte. Er trug nach kurzem Bedenken folgende Augenschilderung ein: „Augen — dunkel, schön, sanft, ausdrucksvoll — eins derselben abwesend.“

Vor den Äffsen einer rheinischen Stadt spielte sich folgende Szene ab: Präsident: „Angeklagter, Sie sind des Mordes überführt. Was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung anzuführen?“ — Angeklagter: „Nichts, als den Hunger und die Not. Auch der Wolf tötet, wenn er hungrig ist!“ — Präsident: „Allerdings; aber er tötet es besser, es mit der Arbeit zu versuchen.“